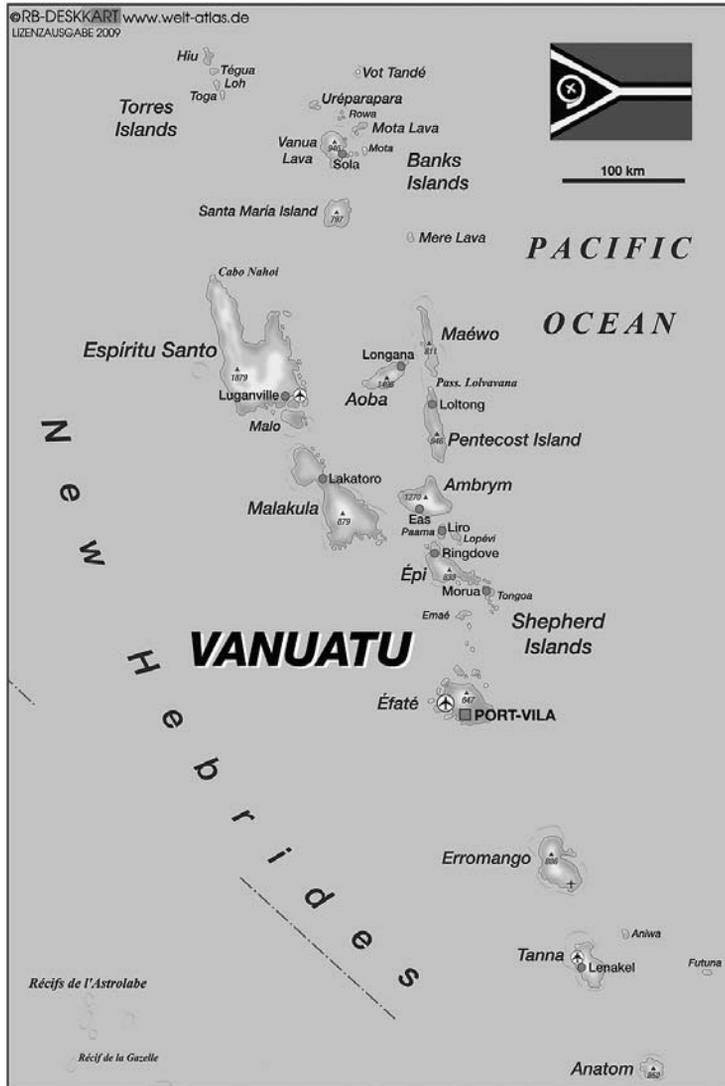


Reflexionen

Aus der Forschung der Zentren



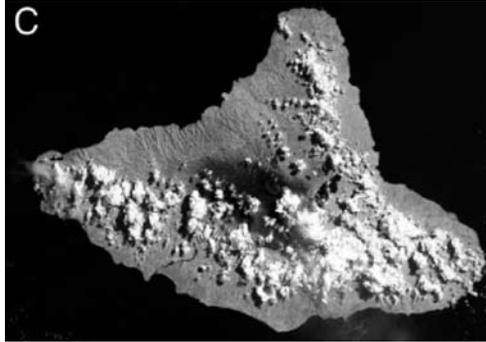
Die Schwarze Insel: Erste Schritte auf Ambrym.

Manfred Krifka

Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft

Als die *Northern Star* den Anker lichtet, ist es kurz nach Mitternacht. Ich sitze seit sechs Stunden auf einer kalten Lochblechbank des Passagierraums mit etwa fünfzig weiteren Fahrgästen, und Stapeln von Säcken, Tüten und Kartons. Auf dem Schiff verteilt, in den sechs Kabinen oben und an der Reling, sitzen, liegen und stehen sicher nochmal so viele Passagiere, die meisten von ihnen Schüler, die nach zwei Wochen in Port Vila auf ihre Heimatinsel zurückgebracht werden. Bis in die späte Nacht wurde geladen; die beiden Luken quellen über vor Containern und Paketen, und über allem thronen vier riesige Satellitenschüsseln, festgezurt zwar aber wie schwebend in ihren Holzgestellrahmen. Es hätte schon gestern losgehen sollen, doch ich hatte dann doch noch eine Nacht im *Reshaos* verbringen müssen. Eigentlich hätte ich fliegen wollen, aber die 18 Sitze des einzigen wöchentlichen Flugs waren schon lange ausgebucht. Ich rechne damit, spätestens morgen abend in Ambrym zu sein, sind es doch nur etwa 120 Kilometer, Seelinie.

Es sollte dann aber drei Nächte und zwei Tage dauern. Wir laufen erst Emae an, dann Epi, dann geht es der Küste von Malekula und den Maskelynischen Inseln entlang. Neun Mal landen wir – das heißt: es wird einige hundert Meter vor der Küste geankert, das Boot wird herabgelassen und mit Säcken, Paketen oder Menschen gefüllt bis fast das Wasser hineinschwappet. Es steuert dann auf den Strand zu, wo sich eine Menschenkette bildet, welche die Ladung Stück für Stück ans Land befördert. Hafenanlagen gibt es nicht; nur einmal, nachts, in Lamap, kann man über morsche Balken direkt an Land gehen. Die Satellitenschüsseln gehören einem Trupp von Chinesen, die zwar keine Uniform tragen, aber wie Söldner aussehen; sie werden in Epi auf das Boot geladen, jeweils eine für sich, was einen Aufenthalt von drei Stunden bedeutet. Ich habe mich nach dem ersten ungeduldigen Tag damit abgefunden, länger als erwartet auf dem Frachter zubringen zu müssen. Ich rede mit den Leuten und übe so mein Bislama, die Verkehrssprache Vanuatus, die ich auf den Inseln brauchen werde. Jeder will sich mit mir unterhalten, schließlich bin ich der einzige Ausländer an Bord. Ich muss immer erst erklären, dass ich weder aus Australien,



Satellitenaufnahme, mit Caldera und
Vulkanwolken in Richtung Südost

Neuseeland oder Neukaledonien noch aus den USA komme. Ich rede am meisten mit einem Chief von Tanna, der viel in Melanesien herumgekommen ist; sein Vater hat das Staatsmotto geprägt, das auf den Geldscheinen steht: *Long God yumi stanap*, 'In God We Stand'.

Am Morgen des dritten Tages kommt die schwarze Insel in Sicht. Die etwa tausend Meter hohe Caldera ist deutlich zu sehen. Ich erkenne die Landschaft wieder, von Fotografien und auch aus dem Überfliegen in *Google Earth*. Es sind nur noch etwa zwanzig Passagiere an Bord, nur drei wollen nach Ambrym. Rucksack und Umhängetasche bringe ich trocken an Land. Ich stehe auf dem schwarzen Strand – Basalt, mit weißen Korallenbruchstücken. Um mich einige Leute, viele Kinder, die beim Ausladen der Pakete helfen: es sind vor allem Schulhefte, die vom Erziehungsministerium auf die Insel geschickt werden. Das ist also der Ort, für den ich von Berlin nach London, von London nach Sydney, von Sydney nach Port Vila geflogen und dann noch einmal drei Tage übers Meer gefahren bin.

Bald werde ich von einem älteren Mann angesprochen. Ich sage ihm, dass ich vor einigen Tagen bei Sam angerufen habe und dort unterkommen wollte. Er scheint enttäuscht, dass ich nicht das *Reshaos* von Wurro benutzen wollte, führt mich aber zu Sam. Wurro: Drei Baracken, die Presbyterianer-Kirche, das Schulhaus, ein Gemeindehaus. Offene Rasenflächen, einige Blumenreihen, darum lose verteilt kleine Betonhäuser, gedeckt mit Kokospalmbältern oder Wellblech, von dem Rohre das Wasser in Zisternen sammeln. Schwarze Schweine laufen herum und braune Hühner. Der kurze Weg nach Enmila: Überall Kokospalmen, in unterschiedlichen Winkeln zum Himmel stehend. Der Boden: schwarzer Sand. Sam hat ein großes Haus aus Beton mit Küchenhaus, einem Gäste-Bungalow, einem Garten. In der Mitte steht ein Mangobaum mit großen Knollen am Stamm, darum eine Sitzbank. Ich erkläre Helen, der Frau von Sam, wer ich bin, warum ich erst jetzt komme und was ich will. Sie freut sich, ist neugierig und betet erst mal für mich.

Was will ich? Ich will ein Dokumentationsprojekt zu den Sprachen auf dieser Insel initiieren. Zwar kenne ich Vanuatu – die Neuen Hebriden – von einem Besuch vor zehn Jahren, aber ein damals geplantes Unternehmen ließ sich nicht verwirklichen. Jetzt will ich einen Antrag an die Volkswagenstiftung vorbereiten, die – zusammen mit Einrichtungen in Großbritannien, Frankreich und den USA – die Dokumentation von bedrohten Sprachen fördert. Warum Ambrym? Von den achtzig bis hundert Sprachen, die in Vanuatu, einem Staat mit vielleicht 230.000 Einwohnern, gesprochen werden, weiß man von den Sprachen auf dieser Insel, mit etwa 680 m² immerhin die fünftgrößte des Archipels, besonders wenig. Mein ursprüngliches Ziel, eine Sprache auf der größten Insel Espiritu Santo zu dokumentieren, habe ich daher nach Rücksprache mit Sprachwissenschaftlern an der University of the South Pacific in Port Vila abgewandelt. Im Südosten von Ambrym wird eine Sprache gesprochen, die nah verwandt ist zu derjenigen der kleinen vorgelagerten Insel Paama, welche durch Terry Crowley in seiner Dissertation von 1980 detailliert beschrieben wurde. Aber die Sprachen des Nordens und des Südwestens kennt man im Wesentlichen nur durch die Grammatik, das Wörterbuch und die Textsammlungen von William Paton, der von 1933 bis 1948 auf der Insel als presbyterianischer Pastor gewirkt hat. Die von ihm beschriebene Varietät, *Lonwolwol* genannt, ist jedoch nur eine von mehreren Sprachen. Ferner gibt es noch Wortlisten aus mehreren Dörfern, aufgenommen von Darell Tryon und veröffentlicht in seinem Werk von 1976, *The Language of the New Hebrides*. Zweck der Reise ist es somit, mir erst einmal Überblick zu verschaffen über die Sprachen vor allem des Südwestens, vertraut zu werden mit den Leuten, die sie sprechen, und herauszufinden, welche Art von Dokumentation sie sich wünschen. Denn ein Ziel aller neuen Dokumentationsprojekte ist es, etwas Sinnvolles für die Sprecher der Sprachen zu tun. Eine akademische Grammatik ist dafür wenig hilfreich, schon eher ein Wörterbuch, möglichst mit Bildern, oder eine Sammlung von Videos. Dadurch wird eine im Aussterben begriffene Sprache vielleicht nicht gerettet werden können. Doch man will wenigstens, dass die Enkelkinder noch etwas über ihre Sprache erfahren können werden.

Sam sieht das sofort ein und ist begeistert. Und nachdem auch er erst mal für mich gebetet hat, beginnt er sofort, meinen Aufenthalt zu organisieren. Aus dem Manager des Flugfelds von Craig Cove hätte unter anderen Umständen ein erfolgreicher Unternehmer werden können. In ein paar Minuten hat er einen Reiseplan für mich entwickelt. Er kennt die sprachliche Situation der Insel ausgezeichnet und kann auch einschätzen, wer sich am



Chief Saksak in Lalinda

besten als Informant eignen würde. Nach einigen Tagen im Gebiet von Craig Cove wird es mit einem *truk*, auf der Ladefläche eines Kleinlasters, nach Port Vato und Lalinda gehen; dort wird eine deutlich ausgeprägte Sprache gesprochen. Dann zurück nach Baiap und Sesivi – eine andere Sprache. Dann in das Landesinnere, nach Polibetakever und Tou; die Sprache dort verstehe er zwar, meint Sam, aber man spräche irgendwie merkwürdig. Dann an die Küste jenseits des Vorgebirges, nach Wakon. Von dort könnte man ein *speedboat* an die bevölkerungsreiche Nordspitze organisieren. Das will ich aber nicht, da darüber ein Student aus London forschen will und meine Zeit wegen der Transportprobleme knapper bemessen ist, als es geplant war. Dann also eher noch mehr Aufnahmen in den Weilern um Craig Cove. Ich weiß nun, was ich in den nächsten drei Wochen zu tun habe. Für einen Aufstieg zu den Vulkanen bleibt da wohl keine Zeit.

Bei Sam und in seinem Clan mache ich erste Schritte bei dem Versuch, das Leben in dieser Welt zu verstehen. Ich begreife die Rolle, die er selbst in ihr spielt: Als wirtschaftlich erfolgreicher Mann, der sich sogar eins der drei Telefone in Craig Cove leisten kann, muss er für viele andere sorgen und hat doch auch Neider. Da ist es sicher nicht hilfreich, dass er vor zehn Jahren mit den Seinen die presbyterianische Kirche verlassen hat und jetzt bei der Neil Thomas Mission mitmacht. Überall laufen schwarze Schweine herum, aber Sam hat besonders viele und sogar einen Pferch, in dem er sie nachts einsperrt: Durch regelmäßige Feste, bei denen Schweine geopfert werden, kann er sich der gesellschaftlichen Hierarchie emporarbeiten.

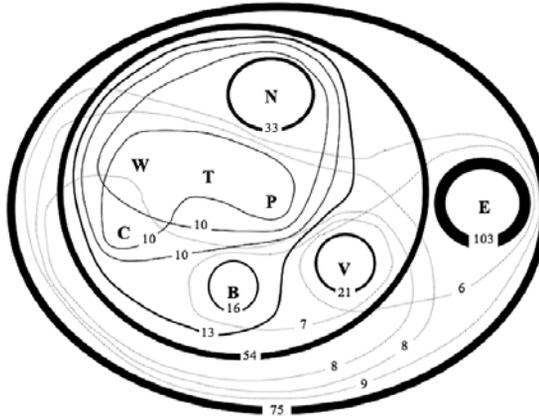
Am dritten Tag werde ich Zeuge eines merkwürdigen Vorfalles. Letzte Woche ist ein Unglück geschehen, ein offenes Boot mit siebzig Rindern an Bord, bestimmt für das Schlachthaus in Port Vila, ist vor Epi gekentert. Fast alle Tiere sind ertrunken, und auch der Kapitän ist dabei umgekommen, er wurde von einem Schwertfisch angefallen. Wir gehen zu dem Ort, an dem der Kapitän wohnte. Wir warten einige Stunden, es soll eine Prozession von der Adventistenkirche in Baiap heraufkommen. Sie kommt nicht. Man wird ungedul-

dig. Man geht in den Busch und schlachtet einen *bullock*, der irgendeine Rolle bei der Trauerfeier zu spielen scheint. Die Prozession lässt sich noch immer nicht blicken. Irgendwer hat das schlecht organisiert. Man wird unruhig, schreit sich an. Sam stiftet wieder Frieden, und wir gehen kurz vor dem frühen Einbruch der Nacht wieder zurück. Der Verlust der Rinder hat die Leute schwer getroffen, und – aber das verstehe ich erst am Ende meiner Reise – man ist überzeugt, dass dabei Magie im Spiel war. Vielleicht hat jemand auch dafür gesorgt, dass die Trauerfeier nicht stattfinden würde. Man verdächtigt sich gegenseitig. Es ist nämlich bei fast allem Magie im Spiel auf Ambrym. Inseln mit aktiven Vulkanen, so glaubt man, haben magische Kraft, und Ambrym hat gleich zwei davon: Benbow und Marum, die als Vulkankegel in einer vegetationslosen Caldera mit fünfzehn Kilometern Durchmesser sitzen, die selbst wiederum durch einen gewaltigen Ausbruch vor etwa 2000 Jahren entstanden ist.

| | Ranon Trdyon 119 Fona Tryon 120 | North Ambrym (Magam) Krifka | Paton 1956 [j: y] [west; north] | Wakon (Dip Point) Krifka | Polibeta- kever Krifka | Tou Krifka |
|----------------|--|--------------------------------------|--|-----------------------------------|------------------------------|---------------|
| 1 (my) head | putu-ŋ poto-ŋ = | botonŋ | b ^h ε-, bate-, bat- | patu-k/- x | botonŋ | botonŋ |
| 2 hair | woulu-ŋ = | wūluŋ | viulu-, woviul | wūluk | wūluŋ | wūluŋ |
| 3 X ear | raliŋe-ŋ *daliŋe-ŋ | relinyanŋ | dalerŋ, ralerŋ | relinak | relinyang | relinyanŋ |
| 4 X nose | pulæŋ- *guhū-n pulun-kuhu- ŋ | guhunŋ | gu-, guhu-, ku- | kuhuk, yuhuk | guhunŋ | guhunŋ |
| 5 X tongue | mæ-ŋ = | mearŋ | ma-, m ^a a- | mak, m ^a ak | mearŋ | mearŋ |
| 6 X tooth | lowu-ŋ = | luwonŋ | le, luɔ- | luwok | luwonŋ | luwonŋ |
| 7 X eye | meta-ŋ = | metaŋ | mar, meta- | metak | metaŋ | mearŋ |
| 8 X mouth | fa-ŋ = | poŋonŋ | boŋ, boŋo- | poŋek, boŋok | boŋonŋ | poŋonŋ |
| 9 beard | mu-ŋ = | muŋ | | amuk | hamunŋ | amunŋ |
| 10 chin | pæləse-ŋ *bælse-ŋ | pala, paiserŋ | balse-, inbalse | pelah | pelah | pelah |

Listen mit abgefragten Wörtern

Ich nehme von vielen Informanten die Wortlisten auf – etwa 350 Wörter sind in einer Sitzung von drei Stunden zu schaffen. Manchmal gesellen sich Freunde und Bekannte meiner Sprachinformanten hinzu und reden mit – einesteils ist das erfreulich, zum ande-



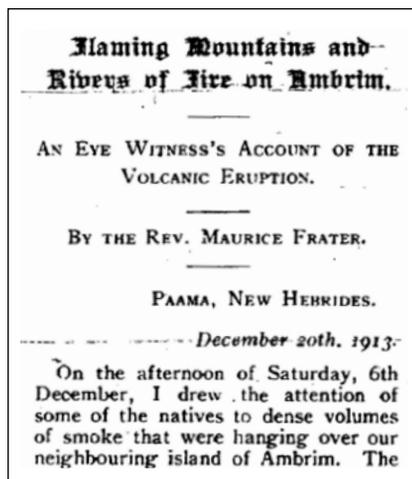
Isoglossen der Sprachen von Ambrym.

N: North Ambrym, E: East Ambrym, V: Port Vato, B: Baiap, C: Craig Cove, W: Wacon, T: Tou, P: Pulebetakever

ren wird es unklar, ob man sie auch entlohnen soll, und wie. Besser ist es, mit dem Informanten allein zu sein, was sich aber nicht immer einrichten lässt. Es zeigt sich, dass sich viele der Wörter aus Tryons Liste nicht richtig erfragen lassen. Für *stick*, 'Stecken' bekommt man Wörter wie *liye*, *ekin* oder *etuon*, was 'Holz', 'Stock zum Graben' und 'Stock zum Gehen' bedeutet. Für 'saugen' bekomme ich ein Wort *didih*, das sich später als 'pfeifen' herausstellt – man "pfeift" nämlich jemandem zu, indem man die Luft hörbar durch die Lippen zieht. Aber es gibt doch mindestens 200 Wörter, die sicher erfragbar sind, und es zeigen sich bereits innerhalb der etwa zehn Ansiedlungen im Gebiet von Craig Cove deutliche Dialektunterschiede. In der Bibliothek des *Caljoral Senta*, des *Cultural Center* in Port Vila habe ich die Wortlisten von Tryon in meinen Laptop getippt, und diese Daten kann ich auch zum Teil mit einbeziehen. Ich arbeite zunächst mit einer großen Kladde, die man gut auf den Knien balancieren kann. Wenn die Batterien nicht gerade leer sind oder irgendwo ein Generator abends Strom hergibt, übertrage ich sie in meine Tabelle, die am Ende 7000 Einträge enthalten wird. Erst auf dem Rückweg, in Port Vila und in Sydney, habe ich Zeit, die Daten zu analysieren: wie viele Gemeinsamkeiten gibt es zwischen den aufgenommenen Listen, wo gibt es Anhäufungen von Isoglossen, also von den Linien, die das Verwendungsgebiet von bestimmten Wörtern markieren? Die letzte Publikation, der Überblick der Sprachen Vanuatus von John Lynch und Terry Crowley von 2001, nimmt vier bis fünf Sprachen an, die zum Teil dialektal aufgefächert sind. Meine eigenen Listen, die auch Daten von Orten zeigen, die bisher unberücksichtigt geblieben sind, zeigen verschiedene Dialektkontinua, die das Zählen von Sprachen schwierig machen. Die Sprache des Südostens (E) ist klar abgesetzt; die restlichen Sprachen gehören hingegen enger zusammen. Der Norden (N) und auch Port Vato (V) bilden klare linguistische Einheiten. Ferner gibt es Beziehungen zwischen Port Vato und den Dialekten von Baiap und Sesivi (B). Der eigentliche Westen hat überraschenderweise weniger mit den angrenzenden

Idiomen des Südwestens zu tun als mit der Sprache des Nordens – aber zum Norden führen keine leicht gangbare Wege; man kann ihn nur übers Meer erreichen. Die Datenlage erlaubt es, von vier, fünf oder sechs Sprachen zu sprechen. Die klassische Definition – X ist eine Sprache, wenn die Sprecher von X sich gegenseitig verständigen können – greift nicht gut wegen den graduellen Übergängen vom Norden zum Westen und vom Westen zum Süden. Die Verständigung ist zudem asymmetrisch: Die Sprachen der Gebiete, in denen es Sekundarschulen gibt, in Port Vato, Baiap und im Norden, werden oft von Leuten aus anderen Regionen als “Fremdsprachen” gesprochen.

Aber wo wird Lonwolwol gesprochen, die Sprache, die Pastor Paton, an den sich manche alten Leute noch erinnern, aufgezeichnet hat? Die Sprache, in dem ein Großteil des Katechismus und des Gesangbuchs abgefasst ist? Es wird mir nach und nach klar, dass es sie eigentlich fast nicht mehr gibt. Es war die Sprache der ersten presbyterianischen Mission, die 1894 gegründet wurde. Dort wurde auch das erste Krankenhaus der Neuen Hebriden gebaut. Der Ort war dazu dazu ausersehen, Hauptstadt der entstehenden Kolonie zu werden. Am 7. Dezember 1913 kam dann die Katastrophe: Schon einige Wochen davor hatte man ungewöhnlich heftige vulkanische Aktivitäten beobachtet. Lavaströme flossen nicht nur von den Flanken von Benbow und Marum, sondern traten auch außerhalb an





„Keine Vögel in diesem Gebiet schießen!
Achte gut auf unsere Umwelt.“



Harold im Ausleger-Kanu auf dem Weg nach Wakon

den Hängen der Caldera auf und schoben sich langsam zum Meer. Am 7. Dezember aber brachen auf der ganzen Südwestflanke der Insel die Erde auf, und gerade an dem Ort, an dem sich die Mission befand, gab es die heftigsten Eruptionen. Zwar konnten die Kranken von ihren Lagern gerettet werden – unter dramatischen Umständen, mit kleinen Booten in siedend heißem, aufgewühltem Meerwasser, wie ich in den *Quarterly Jottings Issued by the John G. Paton Mission Fund* in der Nationalbibliothek in Port Vila gelesen hatte: *Flaming Mountains and Rivers of Fire on Ambrym!* Aber hunderte von Bewohnern starben, viele wurden zu Flüchtlingen, und das betroffene Gebiet wurde erst nach und nach wieder besiedelt. Heute wohnen nur wenige Familien in Wakon. Eine ringförmige Hügelkette von über hundert Metern Höhe hat sich bei dem Ereignis aufgetürmt, und Lake Fanteng, ein 200 Hektar großer See, ist dabei entstanden.

Jessie, der *kastom chief* von Wakon, versucht, die Gegend für Touristen interessant zu machen – für Vogelbeobachter beispielsweise, die hier die die scheuen Großfußhühner sehen können, die ihre Eier bei verrottenden, wärmespendenden Baumwurzeln vergraben. Viel Besuch hat er nicht, vielleicht zehn Mal im Jahr kann er einen Raum in seinem Haus vermieten. Ich bleibe vier Tage, denn Jessie und sein 75-jähriger Onkel Harold erweisen sich als eine wahre Quelle der Information über Ambrym. Man zeigt mir Bilder des untergegangenen Hospitals und der Missionsstation, mit deutschen Beschriftungen, die ich ihnen übersetze. Harold hat auch eiserne Gusstöpfe und andere Utensilien von dem untergegangenen Krankenhaus im Meer gefunden. Er bringt Aufzeichnungen seines Großvaters aus den 30er Jahren, die von Initiationsriten und Heiratsbräuchen berichten. Viele Geschichten beginnen mit *In der Zeit, bevor Captain Cook gekommen war ...* Da muss ich Jessie und Harold enttäuschen: An Ambrym selbst ist Cook 1774 vorbeigesegelt, die Insel hat er und mit ihm Georg und Reinhold Forster nur vom benachbarten Malakula aus gesehen und von dort über einen Vulkanausbruch berichtet. Jessie überrascht mich mit einer Wortliste, die er in der Nacht niedergeschrieben hat. Und ich verblüffe Harold, indem



Kopra-Ofen

ich meine Fragen nach der Grammatik von Possessivausdrücken so richte, dass eine Form zum Vorschein kommt, die offensichtlich auf Kanus, Boote und Schiffe spezialisiert ist und die in den anderen Sprachen der Insel verschwunden ist. Wakon liegt so abgeschieden, dass man es am besten mit dem Kanu erreicht; die wenigen Kinder werden montags nach Craig Cove zur Schule gebracht und freitags abgeholt. *Truks* kommen nicht nach Wakon. Dennoch haben die Probleme der Erde auch diesen Zipfel eingeholt: Chief Jessie hat vor zwei Jahren seine Hütten nahe am Strand abgebrochen und sie weiter ins Landesinnere verlegt, denn er fürchtet das steigende Wasser.

Nicht nur der Klimawandel, sondern auch die Globalisierung hat Wakon erreicht. Wie überall auf der Insel brennen auch hier die Kopra-Öfen, auf denen Kokosnuss-Fleisch geröstet wird. Der Preis für Kopra hat sich 2007 vervierfacht, jetzt kann man gutes Geld damit machen. Daraus wird dann Öl gemacht, mit dem man sogar Autos betanken kann. Und die Kokosnuss wächst auf dem vulkanischen Boden Ambryms so gut wie nirgendwo sonst. Ihr kann auch der gelegentliche saure Regen wenig anhaben, der öfter über dem Gebiet niedergeht, wenn der Vulkan Schwefeldioxid-Wolken ausstößt. Man hat es mit wertvolleren *cash crops* wie Kaffee und Kakao versucht, die aber auf Ambrym nicht recht wachsen wollen.

Jessie gehört zu den Zeugen Jehovas, in seinem Haus hat er einen Stapel des *Wachturms*, der auch auf Bislama erscheint. Ich habe sechs Glaubensgemeinschaften auf der Insel gezählt: Presbyterianer, Katholiken, Neil Thomas Missionisten, Sieben-Tage-Adventisten und die Neue Apostolische Kirche. Es wird noch immer viel missioniert. Die Glaubensgemeinschaften orientieren sich meist nach Clan-Grenzen, die ohnehin schon bestehen. Es gibt keine offenen Feindseligkeiten, obwohl schon mal abschätzig Worte über die da fallen, die nichts besseres zu tun haben, als jeden Morgen und jeden Abend sich eine Stunde zum Singen zu versammeln. Die Gesellschaft zerfällt auch wegen der Schulen in zwei Teile: Aus den Tagen des Kondominiums, der geteilten Verwaltung der Neuen Hebriden



Schlitztrommeln

durch Großbritannien und Frankreich, hat sich ein englischsprachiges und ein französischsprachiges Schulsystem erhalten. So zementieren sich die alten Grenzen zwischen den Ansiedlungen, und pflanzen sich bis in die Parteipolitik des Landes fort.

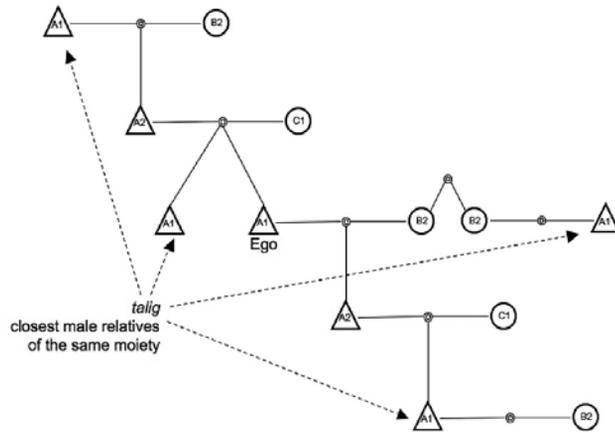
Ambrym ist wegen seiner senkrecht stehenden Schlitztrommeln berühmt, die, aufeinander abgestimmt, in den versteckten sakralen Plätzen, stehen. Auch das Ethnographische Museum in Berlin hat einige Exemplare, und in Port Vila kann man für Touristen angefertigte kleinere Versionen kaufen. Doch es gibt hier auch eine Kunstform, die sich kaum fixieren lässt: *Sandroing*, das Zeichnen von Figuren in den Sand. Jedes Kind beherrscht einige dieser Figuren, und die wahren Künstler können Dutzende davon vorführen. Zuerst wird ein rechtwinkliges Gerüst in den Sand geritzt, und dann zeichnet man, möglichst ohne den Finger abzusetzen, mit großen Schwün-

gen eine der vielen überlieferten Figuren in den Sand. Diese Figuren stellen Inseln dar, oder Tänze, oder Pflanzen, oder auch historische Ereignisse. Der Künstler spricht dazu, oder kommentiert die Figur, nachdem sie vollendet ist. Die UNESCO hat Sandroing zum "Intangible Cultural Heritage" erklärt; es gibt jährliche Festivals und Versuche, die verschiedenen Muster zu systematisieren und ihre Genealogie zu erklären. Auf der Nachbarinsel Pentecost, berühmt als der Ort, an dem das *bunji-jumping* erfunden wurde, soll sich sogar eine Art Schrift aus dem Sandroing entwickelt haben. Es wird schwierig sein, diese kulturelle Praxis zu dokumentieren: Die schwarzen Figuren auf schwarzem Sand sind auf Fotografien oder Filmen kaum sichtbar. Aber die Kinder malen sie auch bereitwillig mit Buntstiften in ihre Hefte.

Mithilfe des Sandroings hat ein ungenannter Einwohner aus Baiap dem Anthropologen Bernard Deacon im Jahre 1926 das Verwandtschaftssystem auf Ambrym erklärt. Ich weiß davon noch nichts. Ich wundere mich nur über die Verwendung von Ausdrücken wie *talig*, die 'Bruder' zu heißen scheinen, dann aber auch angewendet werden auf den Großvater väterlicherseits und den Enkel, den Sohn des Sohnes. Später in der Bibliothek in Universität von Sydney lerne ich die umfangreiche und kontroverse Literatur zum

Sandroing





Verwandschaftssystem: talig

Verwandschaftssystem auf Ambrym kennen. 1927 ist der Artikel von Deacon erschienen – damals war der Student aus Cambridge bereits der Malaria erlegen – und wurde gleich von mehreren Anthropologen aufgegriffen. Das Verwandschaftssystem entsteht nach ihm aus einer Kombination von drei über den Vater ererbten Clans, zwei von der Mutter ererbten Moieties, und Regeln, welche Männern die Heirat einer Frau desselben Clans, derselben Moietie und auch des Clans der Mutter verbieten. Daraus entsteht ein Muster, das zwischen geraden und ungeraden Generationen unterscheidet und in dem die ideale Partnerin des Mannes die Tochter der Tochter der Tante mütterlicherseits ist. Das System scheint noch aktiv zu sein, doch kann man es durch geschickte Adoptionen austricksen.

Neben den Wörtern versuche ich auch, grundsätzliche Aspekte der Grammatik der Sprachen aufzuzeichnen. Wer mit den melanesischen Sprachen nicht vertraut ist, wird sich vielleicht über die Unterscheidung von inklusivem und exklusivem 'wir' wundern oder über die reichen Numerusformen beim Pronomen: Singular, Dual, ein sogenannter Trial, der für kleine Anzahlen verwendet wird, und ein echter Plural. Nach meinem Eindruck wird dieses System konsistent angewendet. Die Inklusiv/Exklusiv-Unterscheidung, die auch das Bislama kennt (*yumitu* für 'wir beide, du und ich' und *mitufala* 'wir beide, ich und er/sie'), finde ich so praktisch, dass ich sie später im Englischen vermissen.

Ich nehme auch einige Geschichten auf. Chief Saksak in Lalinda, der fast achtzig ist, erzählt mir aus dem zweiten Weltkrieg, als reger Schiff-Verkehr zwischen den Inselketten herrschte. Die USA hatten damals die Stadt Luganville auf Santo als Bastion gegen die japanische Invasion ausgebaut. Der Krieg hat Vanuatu nie erreicht, und der Stationierung von tausenden von Soldaten, die Geld ins Land brachten, wird nachgetrauert – so sehr, dass es noch immer Kulte gibt, welche die Soldaten durch Flugfelder und amerikanische

Flaggen wieder herbeizulocken suchen. Saksak erzählt mir auch, wie man einen ausbrechenden Vulkan besänftigt: Man schleudert grüne, saftige Kokosnüsse in den Krater, das habe jedenfalls früher geholfen. Überhaupt würde der Vulkan nur dann ausbrechen, wenn ein Hexer ihn dazu bewegt, doch jetzt sei der letzte, der die magischen Worte kannte, tot, und der Vulkan werde nie mehr ausbrechen. Ich nehme auch Geschichten auf wie die von Lisepsep, einer merkwürdigen Kreatur, der durch die Lüfte fliegt und die mühsam gerodeten Gärten der Leute wieder in Natur zurückverwandelt. Man fängt ihn geschickt, indem man ihm nachts auflauert und ihn in dem Moment schnappt, in dem er seine Notdurft verrichtet. Er wird an ein Stück Holz (*liye*) gebunden und an die Küste getragen. Sein Jammern und schlaues Argumentieren hilft nichts, man wirft ihn ins Meer, und zeigt noch heute bei dem Dorf Malver die Klippe, wo dies geschah.

Nach drei Wochen Arbeit im Südwesten von Ambrym fliege ich wieder zurück. Es regnet seit Tagen, was die Leute freut, denn das Wasser in den Zisternen – die einzige Trinkwasserversorgung auf der Insel – stand schon bedenklich tief. Zum Abschied auf dem Flugfeld sind viele gekommen, die mir eine gute Rückreise und baldige Wiederkehr wünschen. Nur der Vulkan zeigt sich nicht hinter den schweren Regenwolken.

Professor Dr. *Manfred Krifka* folgte im Jahr 2000 einem Ruf auf die Professur für Allgemeine Sprachwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin, übernahm zugleich die Leitung des Zentrums für Allgemeine Sprachwissenschaft als Direktor und wurde zu diesem Zeitpunkt auch in den Vorstand der Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlin gewählt. Manfred Krifka studierte an der Universität München und war danach an der Universität Tübingen und an der University of Texas at Austin tätig. Er arbeitet zur Syntax, Semantik und Pragmatik, unter anderem zu Bantusprachen und zu austronesischen Sprachen.